

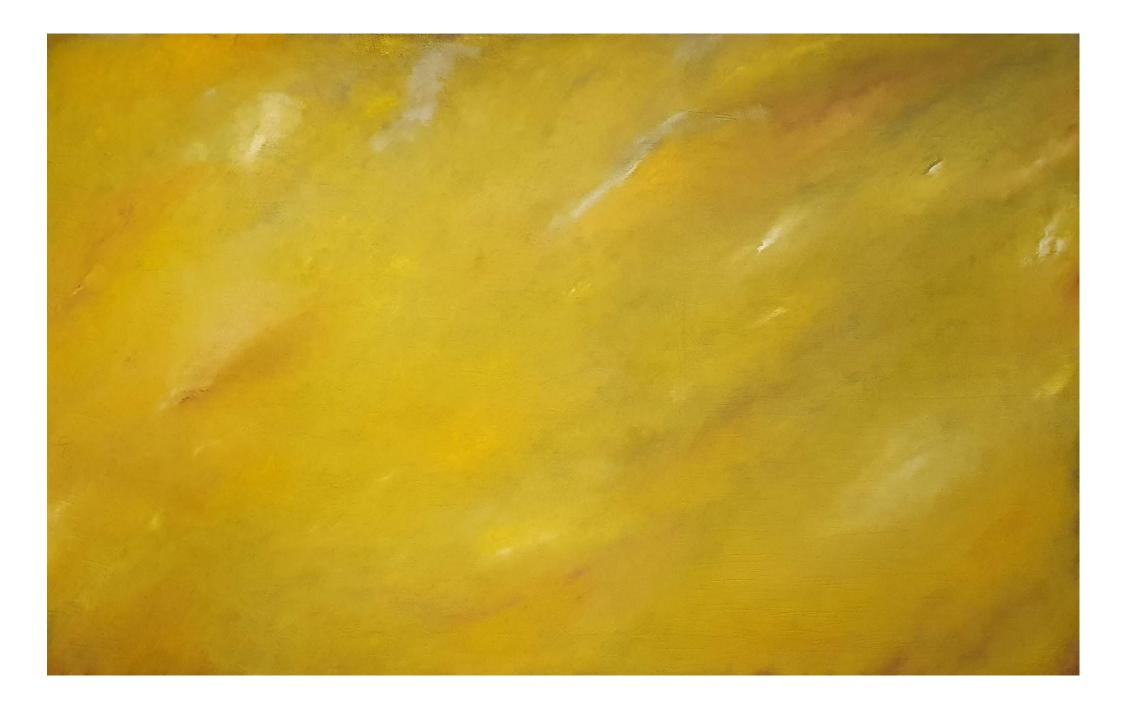
www.gianotti.ch

GIAN GIANOTTI BILDRÄUME

Öffne die Truhe die hundertjährige liebevoll und du findest die stehengebliebene Zeit

Atmend befreit sie dich

Gian Gianotti, 2005



GIAN GIANOTTI - FARBRÄUME - ECHORAUM DER SEELE

Lucia Angela Cavegn, Kunsthistorikerin

Gian Gianotti lebt mit seiner Frau Bea seit 1995 in Dörflingen SH nördlich vom Rhein mit weitem Blick nach Süden. Bei gutem Wetter eröffnet sich einem der Fernblick über die sanften Hügel und den Hochrhein hinweg bis zu den Alpen. Die landschaftliche Szenerie wird von ausgedehnten Feldern in einer nahezu intakten Natur geprägt. Jede Parzelle hat, je nach Jahreszeit und Bepflanzung, einen bestimmten farblichen Grundton. Äcker und Wiesen nehmen wir einerseits als Bodenfläche, andererseits als Landschafts- und Lebensraum wahr. Daraus ergibt sich eine spannende Parallele zu den Gemälden von Gian Gianotti, die als bemalte Flächen scheinbar unbegrenzte Farbräume eröffnen, die weniger begriffen als empfunden werden.

Gian Gianotti wuchs im Bergell auf, das tief eingeschnitten zwischen hohen Berggipfeln von Ost nach West das Oberengadin mit Chiavenna und Italien verbindet. Hier sprechen die Einheimischen Bargaiot, ein Brückenidiom zwischen Rätoromanisch und Lombardisch. Das über 3000 m hohe Berninamassiv mit Piz Cengalo und Piz Badile bildet eine natürliche, hochaufragende Grenze gegen Süden und verschattet während langer Monate die Bergeller Dörfer, bevor der erste, warme Sonnenstrahl wieder auf der eigenen Haut zu spüren ist und das Versteckspiel der Sonne ein Ende nimmt. Ort, Sprache und Geschichte haben hier einen besonderen Menschenschlag hervorgebracht: einen zäh-wiederständigen und zugleich weltoffenen.

Wenn Gian Gianotti aus seinen Kindheitserinnerungen erzählt, zieht man sich besser warm an. Lebhaft und ergreifend schildert er das dichte Schneegestöber, das den Tag verdunkelt und die Umrisse der Häuser verschwinden lässt. Er erzählt von der eisigen Winterkälte, die durch Mark und Bein geht, und von den mannshohen Schneemassen, die noch daliegen, wenn die Ziegen bereits den Frühling verspüren. Dann begreift man, dass die meteorologischen Gegebenheiten im Bergell bisweilen extrem sind und zu existentiellen Lebenserfahrungen führen, die sich tief ins Gedächtnis einschreiben. So auch der orkanartige Wind, der im Februar vom Septimerpass herunter durch die Talschaft fegt und an den alten Häusern rüttelt.

Gian Gianotti hat nach der Schulzeit die Weite gesucht. Vier Jahrzehnte lang war er als Theaterregisseur, Autor und Theaterleiter tätig, inszenierte Schauspiele, Opern und Musiktheater in verschiedenen Städten und Regionen der Schweiz und Europas, bis er sich – mit Deutschlands Kultur im Rücken – am Dörflinger Unterberg niederliess. Hier verengen keine Bergflanken die Sicht auf das Wolkenspiel am Himmel, und doch befinden sich die Alpen in Sichtweite. Mit dem Bergell ist er noch immer verbunden.

Sein fensterloses Atelier befindet sich im Untergeschoss seines Wohnhauses, abgeschieden von der Aussenwelt. Hier taucht er in seine Erinnerungen ein. Beim Malakt durchlebt der Künstler nochmals bleibende Erlebnisse seiner Kindheit, die er mit allen Sinnen erfahren hat. So entstehen aufgrund innerer Bilder und Vorstellungen Werke wie INAIVA ENAIVA ("Es schneit und schneit" S. 31) und ALBOF ("Der Windstoss" S. 29). Mit seinen grossformatigen Werken, die er selbst als "FarbRäume" bezeichnet und mit einem akzentuierten Pinselduktus belebt, bringt er eindrückliche Ereignisse ungegenständlich zum Ausdruck. Aus seinen Bildern spricht Ehrfurcht vor elementarer Erhabenheit. Man spürt seine Ergriffenheit angesichts der Verbindung von Schönheit und Dramatik.

Gian Gianotti ist ein eloquenter, wortreicher Erzähler. In seiner Malerei verzichtet er auf eine detaillierte Narration. Vielmehr konzentriert er sich auf die Quintessenz der Erinnerung und der Vorstellung – auf das Grundgefühl dessen, was man mit Worten nur umschreiben, aber nicht beschreiben kann. Seine Kompositionen weisen nur selten einen Bildgegenstand auf, an dem sich der Betrachter festhalten und orientieren kann. Sie entstehen aus einer ausdifferenzierten Farbe, die den Grundton der Stimmung vorgibt. Die einen Bilder sind beinahe monochrom und weisen eine grosse Bandbreite an Nuancen auf; andere bestehen aus kontrastierenden Farbflächen, die oft unscharf voneinander abgegrenzt, nahtlos ineinander übergehen.

Farben haben einen starken Einfluss auf das subjektive Empfinden, insbesondere dann, wenn sie wie in den Bildern von Gian Gianotti grossflächig und satt in Erscheinung treten: Helle, warme Farben korrelieren mit heiterer Aufbruchsstimmung; kühle und düstere Farben mit Introversion und Bedrängnis. Während des Schaffensprozesses ist der Künstler ganz in dieser Kraft und überträgt sie auf sein Werk. Dank der Spiegelneuronen, einem Resonanzsystem im Gehirn, das Gefühle und Stimmungen anderer Menschen beim Empfänger zum Erklingen bringt, können wir die zum Ausdruck gebrachten Emotionen des Künstlers mittels seiner Kunst nachvollziehen und mitempfinden, ohne ihm selbst zu begegnen. Gian Gianottis Bildräume sind ins Unermessliche geweitet. Sie schaffen einen Echoraum für die Seele. Und sie sind energie-geladen. Sie "bilden" unsichtbare Naturkräfte ab, hauptsächlich Wind (Luft) und Sonnenlicht (Wärme). Das Sonnenlicht widerspiegelt sich in der Farbgebung; Wind im bildimmanenten Rhythmus, sozusagen als Puls der Malerei.

Es gibt auch düstere, nachdenkliche Werke im Schaffen von Gian Gianotti. So sind beispielsweise der Zustand der fehlenden Verortung (man denke an das erwähnte dichte Schneegestöber), Orientierungslosigkeit und Hilflosigkeit wiederkehrende Themen in seiner Malerei, gerade im Kontext aktueller Gesellschaftsfragen wie der Flüchtlingsproblematik. **INSHALLAH, DER WEG** (S. 11) stellt die ausweglose und haltlose Situation von Flüchtenden abstrakt dar.

Werke wie FATA MORGANA (S. 35) und SPRANZA SCHMETTA (S. 25) befassen sich mit der kollektiven Grenzerfahrung der Unsicherheit, sprich der Schwierigkeit zu unterscheiden, was wahr ist und was nur wahr zu sein scheint. Gian Gianotti bezeichnet die vermeintliche bzw. irrtümliche Wahrnehmung als "Falschnehmung". Nicht von ungefähr spielen Übergänge und Farbverläufe eine wichtige Rolle bei seiner Gestaltung. Manchmal sind die Grenzen zwischen Sein und Schein fliessend. In seinen Werken verbinden sich "Land und Himmel" in erdigem bis purpurnem Rot. Und flammendrot ist auch APOKALYPSE 2 (S. 21). Nebst hochdramatischen Bildern gibt es auch jene, die Ausdruck von Hoffnung und in innerem Frieden sind; wo beispielsweise roter Klatschmohn auf grüner Wiese blüht in LUBERON 2 (S. 43) oder Licht die Dunkelheit durchdringt in NOAH (S. 33). Und dann sind noch die unbezeichneten Studien mit luzider, perlmuttartigirisierender Palette, die das kleine Wunder des Augenblicks zelebrieren und einfach schön sind.

Juli 2021 – www.kunstweise.ch



INWENDIG

Mit Muscheln spielen
Ohne dass Muscheln da sind
Abtasten die rauhen Riefeln
Das Gewand
Der Anadyomene und Perlmutt
Von den Rändern des Himmels.

Oder die kleine
Buchecker, die nicht da ist
Drehen drehen
Dreikant zwischen den Fingern
Und Vögel singen
Im Buchenflackerschatten hochzeitlich.

Nichts muss mehr da sein Kein Buch Sich mehr aufschlagen kein Orchester sich stimmen.

Du meine inwendige Welt Meine globale Landschaft Meine grosse Versammlung.

Marie Luise Kaschnitz (1901-1974)

Deutsche Gedichte von 1900 bis zur Gegenwart. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1987



... Und gehe weiter in die Landschaft die keine andere Arbeit hat als auf das Verschwinden des Menschen zu warten ...

Der Maler hält den Moment vor dem Verschwinden fest, die kalte Sekunde, wenn der Körper zum Farbton schrumpft, den letzten Atem, von Malschichten wie vom Vergessen erstickt.

Der Maler malt das Vergessen. Das Bild vergisst seinen Gegenstand. Der Maler ist Charon. Mit jedem Pinselstrich/Ruderschlag verliert sein Passagier an Substanz. Die Fahrt ist das Ziel, das Sterben der Tod. Am anderen Ufer wird Niemand aussteigen.

Heiner Müller (1929-1995) Werke 1, Die Gedichte, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1998, S. 309





Mich selbst erkennen und leben können

Tildy Hanhart, Kunsthistorikerin, im Gespräch mit Gian Gianotti, Theater-Regisseur und Maler

Theater machen und Malen – das sind die zwei Bereiche Ihres künstlerischen Schaffens. Die Bühne und die Leinwand, eine faszinierende Kombination für Ihre Gestaltungsmöglichkeiten. Wie sind Sie als junger Mensch zur Kunst gekommen? Gibt es ein initiales Erlebnis?

Das geht weit zurück in die Kindheit im Bergell der 1950er Jahre. Aufgewachsen als viertes von sieben Kindern war das Zuhause ein lebhafter Ort. Unsere Eltern erzogen uns zur Selbstständigkeit und zum Miteinander, wir lernten unsere Fähigkeiten einbringen. Unser Vater war Sekundarlehrer und kulturell engagiert. Er gründete die 'Società Culturale' und in Stampa das Gemeinschaftszentrum 'Ciäsa Granda' für Ausstellungen, Konzerte, Werkkurse und Vorträge. Und er war Initiator der 'Settimane Musicali di Bregaglia'.

Das Bergell ist eine inspirierende Region mit seinen Malern, Bildhauern, Fotografen, Architekten, Autoren. Prägend für uns waren die Giacomettis mit ihrem Freund Cuno Amiet, ebenso die Künstlerfamilien Segantini, Garbald, Pedretti, Könz und weitere. Sie waren Teil unserer Kindheit. Mit unserm Vater machten wir Besuche in Museen und Kirchen, studierten Denkmäler, beschäftigten uns mit Geschichte, Literatur und Theater. Unvergesslich ist mir mein Museumsbesuch in Chur als ich mit 17 allein in den ersten Stock des Kunstmuseums stieg und da 'Die Bar Olympia' von Augusto Giacometti entdeckte. Eine muffige, schummrige Bar als schimmerndes, überwältigendes Farbenspiel. Diese Farben, diese sich auflösenden Formen, diese Tiefen und Spiegelungen, dieses vielfältige Spiel zwischen und in den Farben, so packend, mir tat sich eine neue Welt der Farben, des Lichts und der Schatten auf. Das sah ich dann auch in seinen Farbstudien, in seinen Kartoffelblüten und in seinen abstrakten Werken. Es war ein Fund.

Ein künstlerischer Weg war bei solcher Herkunft fast selbstverständlich. Interessanterweise entschieden Sie sich fürs Theater. Sie wurden Regisseur, Theaterleiter, auch Bühnengestalter. Das haben Sie vierzig Jahre intensiv in unterschiedlichen Konstellationen gemacht, bevor Sie sich nun seit einigen Jahren der Malerei zugewendet haben. Was hat Sie zu diesem Wechsel bewogen?

Mein Engagement für die Bühne war eine faszinierende und herausfordernde Aufgabe. Ich habe Vieles in verschiedenen Häusern und Orten in der Schweiz und im Ausland ausprobiert und realisiert: Schauspiele, Opern, Musiktheater aus verschiedenen Epochen und Uraufführungen. Dabei arbeitete ich auf Freilichtbühnen, mit Theaterforen, in Stadttheatern, manchmal überlappend zugleich in freien und etablierten Strukturen. Zehn Jahre war ich dann Künstlerischer Direktor im Theater Winterthur und konnte auch eigene Schauspiel-, Opern- und Musiktheater-Inszenierungen einladen. Theater ist Teamarbeit, auf und hinter der Bühne, mit technischem und künstlerischem Personal. Mit der Erfahrung wachsen die künstlerischen Ansprüche und damit die Bedürfnisse nach besserer Infrastruktur, Technik, Organisation und grösseren Finanzen. Diese vielen Anforderungen waren über vierzig Jahre mein Leben.

Im sich abzeichnenden Alter hatte ich vermehrt das Bedürfnis, den Schritt ins Private zurück zu tun und mich auf mich selbst zu konzentrieren. Da Zeichnen und Malen auch im Theater Bestandteil meiner Arbeitsweise war, lag es nahe, mich nun voll der Malerei und meiner Bildsprache zuzuwenden. Das bedeutet, mit anderen Mitteln aber denselben Ansprüchen an Kompetenz und Selbstständigkeit, mich den neuen bildnerischen Herausforderungen zu stellen.

Sie sehen also einen Zusammenhang zwischen dem Schaffen auf der Bühne und jenem an der Leinwand? Können Sie das noch weiter ausführen?

Dieser Zusammenhang besteht durchaus, insbesondere in der Kommunikation der 'Lebensfähigkeit' und dem 'Lebensbedürfnis' durch die 'Selbst-Positionierung' in der Gesellschaft. Als Mensch bin ich Teil einer Lebens-struktur in einer gesellschaftlichen und sozialen Kultur. So lange ich die Kraft habe, möchte ich dieses Leben mitprägen, mit welchen Mitteln auch immer: Ich gestalte und nehme eine Haltung ein, "so bin ich", im Theater wie in der viel privateren Kunst der Malerei.

Theater jedoch spielt vor Publikum. Auf der Bühne agieren Schauspieler. Fällt der Vorhang, ist es vorbei. Welcher Gegensatz zur Einsamkeit vor der leeren Fläche und dem Entstehen eines Bildes. Was wollen Sie bei den Zuschauenden oder den Betrachtenden bewirken?

Im Theater interessiert mich die direkte künstlerisch-literarisch-musikalische Kommunikation in lebendig gespielten Beziehungen, Themen und Formen des Zusammenlebens. In der Malerei geht es um dieselbe Aussage, aber indirekt über das Bild mit seiner eigenen Kraft und Energie bis zur Dokumentation seiner selbst als bleibendes Objekt und/oder als Konfrontation.

Gerne möchte ich dazu noch genauer auf den 'bleibenden Eindruck' eingehen, der mit der Kunst erreicht werden kann - mit der bildenden Kunst unweigerlich nachhaltiger als mit dem Theater als wahrnehmungs-gestaltende Kunst. Ein Bild oder ein Ereignis kann sich derart in unserer Seele einkerben, dass wir uns noch Jahre später daran erinnern, wo, wie, warum und in welcher Stimmung, Umgebung, Musikalität oder Schrecksekunde dies stattgefunden hat. Da fällt kein Vorhang, auch wenn derselbe noch tausendmal auf- und niedergeht, oder wir noch tausend Bilder und Museen besuchen. Es 'bleibt', was haften geblieben ist – und das prägt. So langlebig kann die 'flüchtige Kunst' der Bühnen-Live-Erfahrung wie die Betrachtung eines Bildes sein. Gute Kunst prägt subjektiv die Erinnerung, und das zählt.

Genauso versuche ich auf der Bühne wie auf der Leinwand dieselben Werte, dieselben Energien mit der gleichen Haltung zur Aussage zu erreichen. Ich möchte das Leben wahrnehmen und im Leben wahrgenommen werden. Ich möchte 'sein dürfen' und 'sein können' – und das ist nie 'nur für sich', da brauche ich die Zuschauenden, die Wahrnehmenden oder "die Erfreubaren" (nach Bertolt Brecht).

Und klar, vor der leeren Leinwand stehen wir nicht anders als vor dem leeren Blatt oder vor dem 'leeren Raum' (nach Peter Brook), es geht immer wieder um die Messlatte an sich selbst, um daraus und damit eine weitere Deutung und Optik der Welt zu schaffen. Erst dadurch können wir (vielleicht!) die 'Einsamkeit' nutzen und sie damit überwinden. Der Mensch braucht durchaus die Einsamkeit im Leben – es hängt nur vom Mass ab, zum Glück kenne ich sie persönlich noch nicht existenziell als Belastung.

Das könnte 'ein' Lebensziel sein: Mit der eigenen Einsamkeit derart lebendig umgehen zu lernen, dass sie mit dem Leben existenziell attraktiv und so, auch für andere, lebensnotwendig wird.

Mit der Einsamkeit lebendig umgehen, ist das zutreffend für Ihre Bilder? Mir fällt auf, sie evozieren farblich schwingende Stimmungen und kommen in Ihrer Malerei in die Nähe eines abstrakten Impressionismus von Valeurs eines Farbklangs. Wobei es durchaus Bezüge zu Gesehenem und Erlebtem gibt – Landschaftliches, Sonnenlicht, Wind, Regen. Sind es Bühnenbilder Ihres Innern? Ihres Erlebens und Schauens?

Genau das: veräusserte Innenräume, Bild-Räume. Die Freude liegt in der Entdeckung, im Finden. Erst zögernd, dann immer leichter, findet das Suchen Gestalt und Form. Vielleicht muss ich noch hartnäckiger werden im Geben und im Nehmen, das Recht dazu 'pflegen'.

Ich schaue gerne schöne Sachen an, Schönheit als subjektive Empfindung überstimmt jede objektive Begründung. Dabei ist ein Bild geduldiger als ein Mensch im sich 'Beschauen' oder 'Betrachten' lassen.

Sonnenlicht, Wind, Regen. Energien und Symbole, alles kommt da zusammen: Stimmungen, Annäherungen, Irritationen, Gegensätzliches, Erinnerungen, Schmerz und Hoffnung, Wünsche, Sehnsucht, Offenheit. Es sind Stimmigkeiten in Konfrontation. Vieles fliesst ein: Frieden im Bewusstsein des Kriegs, Hunger im Wissen um Sattheit, Leben im Angesicht des Todes, Lieben mit der Erfahrung des Abgewiesen Seins, Hoffen mit Unsicherheit, Gehen trotz Grenzen, Ja sagen können gegen Mehrheiten, Nein sagen dürfen gegen Erwartungen. Mich interessieren nicht Modeströmungen von veröffentlichten oder etablierten Meinungen, ich möchte mich selbst erkennen und leben können. Das ist für mich eine grosse, lange und existenzielle Suche.

Wie gehen Sie bei diesem hohen Anspruch vor? Was bringt Sie vor die Leinwand? Entsteht ein Bild in einem Zug oder auf ganz andere Weise, also wie?

Unterschiedlich. Manchmal als Bild einer Spannung, oft als Spannung eines Bildes, einer Vorstellung eines Bildes. Die beglückende und grenzenlose 'Leichtigkeit des Vorhabens vor dem Tun' hat Suchtpotenzial, genau wie vor dem 'leeren Raum' oder immer wieder beim glücklichen Arbeiten. Oft verharre ich noch in der Verbesserung des Erreichten, in einer Idee oder Vorstellung eines Bildes, anstatt die Abstraktheit zu pflegen, zurückzutreten und neu zu sehen, neu zu denken. Viele Bilder haben mehrere Material- und Farbschichten, Bild-Schichten, 'Ge-Schichten'. Farben sind immer Farb-Mischungen, Gewichtungen – was zählt ist das, was stehen bleibt, was in einem gewissen Moment stehen bleiben kann. Als Wagnis oder als Behauptung. Und dann geht es weiter. Oft ist es schwierig aufhören zu können, und genau das sollte ich mehr wagen oder jemanden haben, der

mir das Bild oder die Szene wegnimmt, wenn sie in sich bereits stimmt. Wäre ich nur mutig genug, es zu sehen. Ich muss noch lernen aufzuhören, ganz allgemein. Mich vom 'Tun' zu trennen, das ist für mich jetzt noch viel schwerer als mich vom leeren Raum oder von der Arbeit faszinieren zu lassen.

Haben Sie jeweils eine Vorstellung dessen, was Sie malen wollen? Oder arbeiten Sie intuitiv aus dem Moment heraus, wie soll ich mir Ihren Arbeitsprozess vorstellen?

Ich lasse mich im Moment des Tuns von der Leichtigkeit der Intuition und des Könnens leiten. Intuitiv kann ich nur in Kenntnis des Wollens und der Zusammenhänge sein, sonst ist es Zufall oder eine momentane Laune. Einen Text muss ich verstehen und dann vergessen können, um ihn neu zu lesen und neu zu denken. So auch bei der Malerei. Was sich entwickelt, was entwickelt werden kann, was 'ins Leben einfliesst', das ist das Leben – oder was ich von meinem Leben und Tun erwarten möchte und dann im Bild seinen Ausdruck findet.

Gibt es Kunstschaffende, denen Sie sich verbunden fühlen, bei denen Sie etwas finden, das Sie antreibt und bewegt. Welche wären das? Und weshalb?

Ja viele, sicher die Klassiker, die Bekannten und die Anonymen bis zu den Impressionisten - Monet, Cézanne, Turner, bis Richter als bleibende Konstanten und dazu viele zeitgenössische, mutige Relevante oft mit Zufalls-produkten und mutigen Erneuerungen des Sehens und des Reduzierens. Ich stecke mitten drin in dem, was ich bin, und klar, ich habe und finde viele Seelen- oder Wahlverwandtschaften und Sehnsüchte. Und ein Konzentrat davon prägt mich auf Zeit.

Mir fällt auf, Sie haben einen Hang zu grossen Bildern. Was ist der Reiz des Grossformatigen?

Ach 'die ganz grosse Bühne', der leere und freie Raum. Die Welt der Tat. Das Leben als Zeit. Der Raum als Einladung.

Haben Sie ein bevorzugtes Material?

Was gut in der Hand liegt. Was sich gut als Gegenüber behaupten und vertreten kann. Was im Moment überzeugt. Was ich gerne an 'die Hand' nehme und sich in diesem Moment neu entdecken lässt – das alles gilt auch für das Theater. Für die Malerei: Die Ölfarbe ist gut, geschmeidig, beständig, gut zu verarbeiten. Acryl zur Grundierung auch.

Wann ist für Sie ein Bild fertig?

Wenn ich denke, dass es so bleiben kann – genug schräg oder gerade noch genug richtig, um das zu sein, was ich mir für diese Aussage vorstelle. Vielleicht ist das Bild erst nach weiteren Bildern 'fertiger', wenn sich die Aussage noch immer als stimmig erweist und über einen gewissen Zeitbogen hinaus 'nötig' bleibt.

Erhalten Ihre Werke Titel?

Eine Nummer. Als Richtung könnte ein Titel eine Idee, eine Vision sein. Oder ein Gedanke wird zur Aussage. Schön ist es, wenn ein Gedanke sich im Bild immer wieder bestätigt, und sich als richtig herausstellt. Dann wird der Gedanke zum Titel, aber ohne Beschreibung zu sein.

Im Herbst 2021 ist im Museum kunst + wissen in Diessenhofen eine Auswahl Ihrer Bilder zu sehen im Rahmen einer Doppelausstellung mit dem Plastiker Adrian Bütikofer. Was dürfen wir erwarten?

Eine Annäherung, ein Miteinander, eine gemeinsame Gestaltung von Räumen mit Respekt und Neugierde. Eine Begegnung. Eine gegenseitige Einladung.

Sie kennen die Sammlung von Carl Roesch in diesem Museum. Haben Sie bei diesem Maler etwas entdeckt, das Sie für Ihr eigenes Schaffen interessiert?

Ein Leben als Konstante an einem Ort in einer Beschäftigung und in einer Lebens- sowie Arbeits-Partnerschaft ist ein hoher Wert, eine Chance und ein prägendes Kapital für eine ganze Gesellschaft – insbesondere für eine ländliche. Auffallend ist die fortwährende Beschäftigung mit Themen aus der weitgehend idyllischen, ländlichen Sicht des Lebens in einer zweifach kriegerischen Zeit. In seiner Malerei scheint er, Schicht über Schicht eine

neue, andere, weitergehende Basis für seine künstlerische Aussage zu brauchen. In den Mosaiken baut er seine Idylle sogar in Stein. Das irritiert mich auf der Suche nach dem Schatten, der in Tagebucheinträgen punktuell dokumentiert ist und den ich in der Komplexität seiner Farbschichten vermute.

Wohin geht künstlerisch die weitere Reise?

Weiter, jedenfalls – so hoffe ich zumindest. Weiter geht die Suche nach dem noch besseren Klang, der nötigen Aussage, der lebendigen Assoziation; jedenfalls hoffe ich, weiter in die Weite, in die Breite und in die Tiefe bis zu jener Leichtigkeit im Bild, von der ich denken, sie fühlen und sehen kann, dass sie als Ganzes stehen bleiben darf als Ausdruck von mir: 'Das war ich, ein-mal, in meiner Zeit, mit meinen Möglichkeiten'.

Das Gespräch fand in Zeiten der Corona-Pandemie statt - Redaktion Tildy Hanhart, Ende Juni 2021





SPRICH AUCH DU

Sprich –
Doch scheide das Nein nicht vom Ja.
Gib deinem Spruch auch den Sinn:
gib ihm den Schatten.

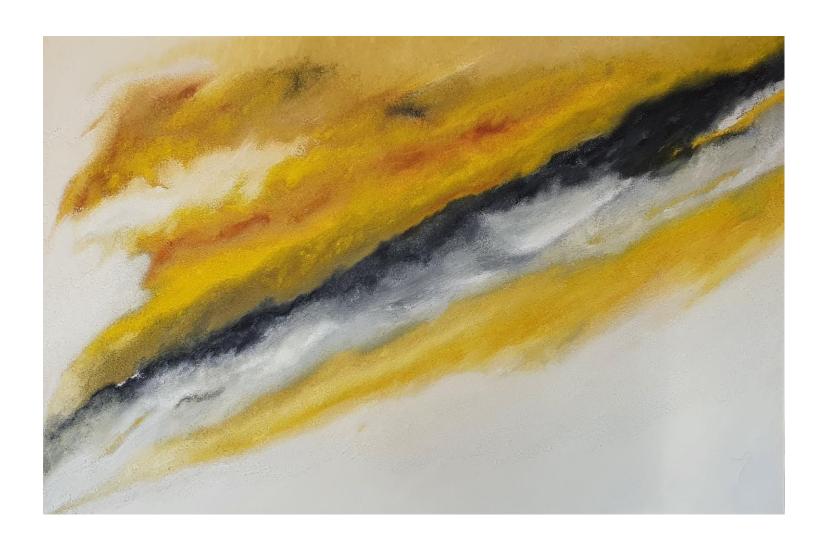
Gib ihm Schatten genug, gib ihm so viel, als du um dich verteilt weisst zwischen Mittnacht und Mittag und Mittnacht.

Wahr spricht, wer auch Schatten spricht.

Gian Gianotti, nach Paul Celan (1920-1970), Suhrkamp Taschenbuch 2000, Gesammelte Werke Bd. 1, Seite 135









SILS-MARIA

...

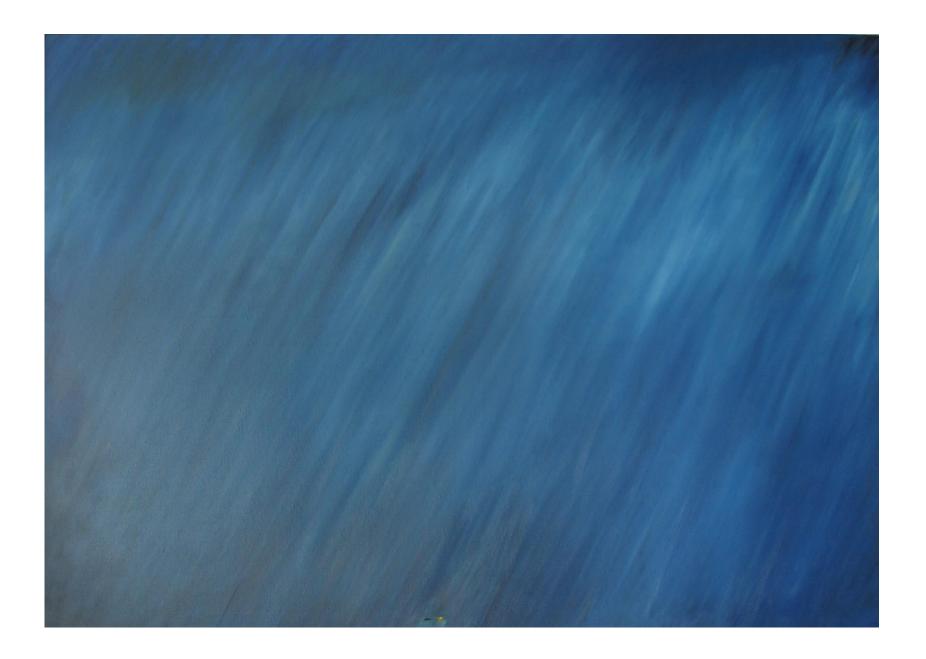
Es war kein Schnee, doch Leuchten das hoch herab geschah, es war kein Tod, doch deuchten sich alle todesnah es war so weiss, kein Bitten durchdrang mehr das Opal, ein ungeheures: Gelitten stand über diesem Tal.

Gottfried Benn (1886-1956), 1922, Sämtliche Gedichte in einem Band, Klett-Cotta Stuttgart 1998

Vom grauen Himmel Fällt Schnee auf Schnee herab: Ein Schmuck den Häusern

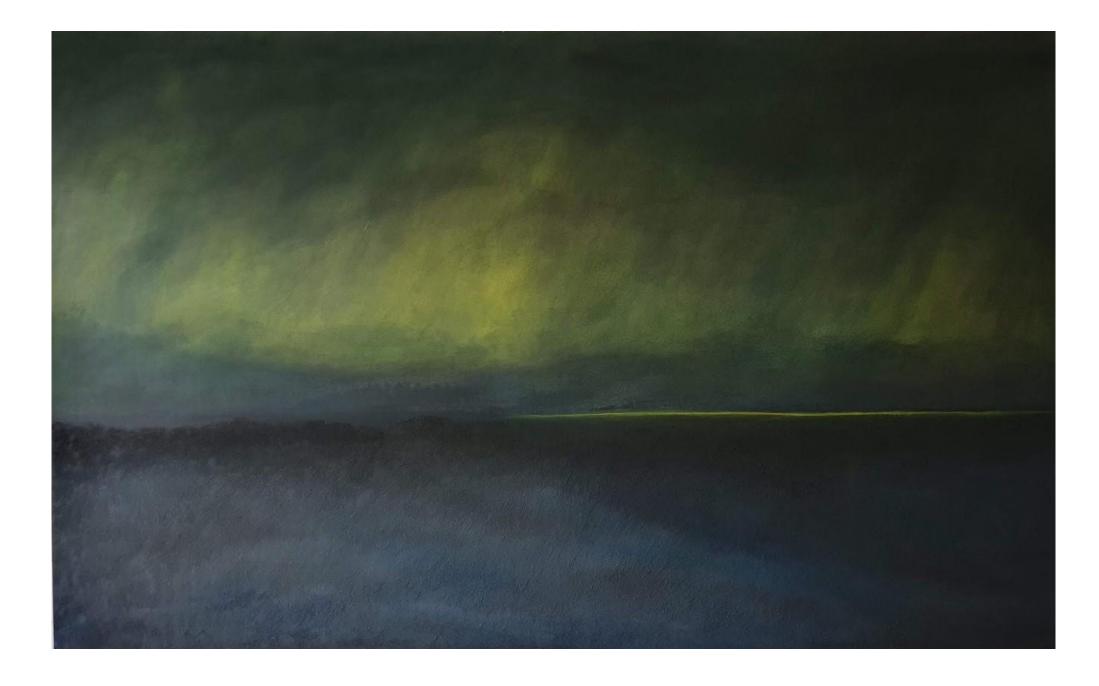
Ein Kigô-Haiku, Anonym Aus: Haiku, Japanische Dreizeiler, Philipp Reclam jun. Stuttgart, 1995, Seite 11





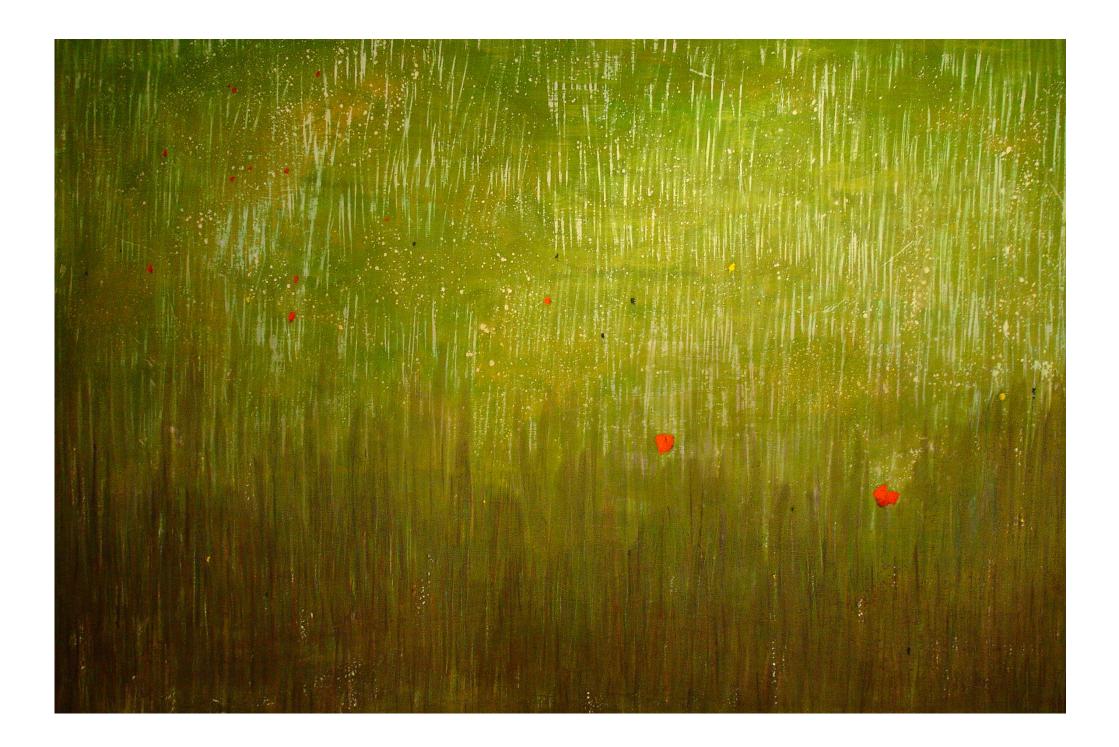












NICHT GESAGT

Nicht gesagt Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre Und vom Blitz nicht das einzig richtige Geschweige denn von der Liebe.

Versuche. Gesuche. Misslungen Ungenaue Beschreibung

Weggelassen das Morgenrot Nicht gesprochen vom Sämann Und nur am Rande vermerkt Den Hahnenfuss und das Veilchen.

Euch nicht den Rücken gestärkt Mit ewiger Seligkeit Den Verfall nicht geleugnet Und nicht die Verzweiflung

Den Teufel nicht an die Wand Weil ich nicht an ihn glaube Gott nicht gelobt Aber wer bin ich dass

Marie Luise Kaschnitz (1901-1974) Überallnie Gedichte, Ein Wort weiter (1962-1965). dtv München, 1969, Seite 233













Geboren im Bergell, 1949 | Theater-Regisseur | Seit 2011 vermehrt wieder mit Malerei beschäftigt

Gian Gianotti © 2021



www.gianotti.ch